



Leseprobe

Nina Konstantin Stunden des Aufbruchs Roman

»Für Fifty-Fans« *Frau von Heute*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 19. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Berlin 1951: Ein schillernder Nachtclub erwacht zu neuem Leben und zwischen Petticoats und Wirtschaftswunder kämpft eine junge Frau für ihren großen Traum vom Glück.

Der Krieg liegt Jahre zurück, der Wiederaufbau ist in vollem Gange, die Menschen in der geteilten Stadt sehnen sich nach Wohlstand, Vergessen und Sicherheit.

Die 19-jährige Kriegswaise Charlotte hingegen träumt von einem aufregenden Leben jenseits ihrer schlecht bezahlten Arbeit in der Großnäherei. Als sie sich in den Ruinen Berlins in einen amerikanischen GI verliebt, ändert sich ihr Schicksal auf unerwartete Weise: Major DeWindt – gutaussehend und um einiges älter als sie – vermittelt ihr eine Stelle im »Midnight«, dem traditionsreichsten Tanzlokal Berlins. Vera, die schillernde, skandalumwitterte Besitzerin, nimmt Charlotte unter ihre Fittiche, und gemeinsam verhelfen die beiden Frauen dem »Midnight« zu neuem Glanz. Doch bald schon legt sich ein Schatten über Charlottes Glück, denn Vera ist in dunkle Machenschaften verwickelt, die Charlottes Liebe zu DeWindt auf eine harte Probe stellen werden ...

Ein mitreißend geschriebenes Panorama der Wirtschaftswunderjahre und die Geschichte zweier ungleicher Freundinnen auf ihrem Weg zum Glück.

Autor

Nina Konstantin

Nina Konstantin verlor schon in frühen Jahren unrettbar ihr Herz an Berlin. Nachdem sie als Jugendliche Kurzgeschichten veröffentlichte, die ihren Blick auf die pulsierende Metropole schärften,

Nina Konstantin
STUNDEN DES AUFBRUCHS

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2021 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign
unter Verwendung von Motiven von Vintage Germany/
Karin Schröder und Richard Jenkins Photography

KW · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0823-5

www.blanvalet.de

*Was könnte Den zu Boden schlagen,
dessen Wille frei ist, und Keinem unterworfen?*

August von Platen-Hallermünde (1796 – 1835)

Prolog

Berlin 1951

Lackierte Fingernägel fahren Kerben entlang, schlanke Finger streichen über Narben im Holz. Whiskey hat die Rillen im Tresen getränkt. Der letzte Rest schimmert noch braungold im spärlichen Morgenlicht, das zur Nebentür hereinfällt.

Die Finger gleiten über die Schrammen, als liebkosten sie die Haut eines Geliebten.

Rillen und Macken in der Bar, grübelt Vera, sind wie Falten in würdevoll gealterten Gesichtern.

Und dieser Club ist wahrlich in Würde gealtert.

Hier, auf den Stühlen, die von der Putzfrau beiseitegeschoben werden, um dem Besen Platz zu machen, amüsieren sich seit über achtzig Jahren die Gäste. Der Saal mit den Samttapeten und den Kronleuchtern mit ihren gesprungenen Glasschalen hat das Kaiserreich gesehen, den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik. Und vor Kurzem den zweiten Weltenbrand wie auf wundersame Weise beinahe unbeschadet überstanden. Nur das schwere Eichenparkett hat Schrunden von den Munitionskisten der Deutschen, später von denen der Amerikaner davongetragen.

Und nun ist das alles deins, denkt Vera lächelnd und verreibt den Whiskey auf ihren Fingerkuppen.

Eine Katze schleicht, das Fell von der kühlen Nacht noch gestäubt, herein, tritt aus dem Morgenlicht und springt zur

Bühne. Maunzend tapst sie zum Klavier, hopst auf die Tasten und läuft – federleicht, ohne einen Ton zu spielen – zum schnarchenden Pianisten. Erst als sie sich an seine Wange schmiegt, die ruhig auf den Tasten liegt, wird er wach und scheucht sie fort.

Vera trinkt ihren Whiskey aus und beobachtet die Katze einen Moment, dann steckt sie sich eine Papirossa an und sieht dem tanzenden Zigarettenrauch im Morgenlicht zu.

Ein paar Züge gönnt sie sich noch, dann nimmt sie die Katze auf und trägt sie zur Hoftür. Nachdem sie sie hinausgelassen hat, wendet sie sich erneut dem Saal zu. Kühle Morgenluft weht herein und vertreibt endgültig die Nacht. Vera fröstelt, sie bekommt eine Gänsehaut.

Der Pianist verabschiedet sich, die Putzfrau fegt, der Barman versucht, die Falten aus dem Gesicht der Bar zu wischen.

Veras aufgeklebte Wimpern hat die Nacht verrutschen lassen, sie zupft sie ab und geht zufrieden durch ihren Club.

Zeit für ein paar Stunden Schlaf.

Damit das *Midnight* am Abend wieder in voller Pracht erwachen kann.

I

Ende Januar 1951

Zwischen Frauenbeinen schwebten bunte Fusseln und Fäden über die abgetretenen Holzdielen der Werkhalle. Wie exotische Federn wirbelten sie eine Handbreit über dem Boden, glitten von hier nach da und tanzten einen enthemmten Reigen, wenn eine der Frauen die Tür zum zweiten Innenhof öffnete und die Winterluft hereinließ.

Draußen, hinter den mit Eisblumen besetzten Fenstern, lag Berlin im ersten Frost wie erstarrt da, doch im Innern der Halle herrschte ein Treiben wie in einem Bienenstock. Das Hämmern von hundert Nähmaschinen vereinte sich zu einem einzigen stampfenden Marsch.

Die Arbeitsplätze bei den Fenstern waren modernisiert worden. Fünf Tage lang hatten im Sommer Arbeiter neue elektrische Nähtische aufgestellt. Der Rest jedoch befand sich noch immer auf Vorkriegsstand. Hier saßen die erfahrenen Frauen, die ihre Nähmaschinen mit dem Fußpedal antrieben, als wäre das Jahrhundert bloß wenige Wochen alt.

Unweit der Treppe zum ersten Stock, in dem die Büroräume der Verwaltung lagen, balgte sich eine Schar Spatzen um ein paar Brotkrumen.

Unverhoffterweise hatte die Firmenleitung einen Auftrag der US Army ergattern können. Seit Wochen nähten die Frauen im Schichtbetrieb.

Charlotte schnappte sich die zugeschnittenen Lederstücke aus ihrer Ablage und ließ die Nadel für den nächsten Herrenhandschuh lostanzen. Der Schnitt der ungefütterten braunen Handschuhe war simpel und das Leder dünn. Keine wirklich gute Ausstattung für den Berliner Winter, dachte sie. Aber das ging sie nichts an.

Als ein eisiger Hauch ihren Nacken traf, sah sie sich unauffällig zum Eingang um. Es war beinahe Monatsende, und das hieß, der Versorgungsoffizier würde die Textilfabrik besuchen. Der GI war ein stattlicher, muskulöser Kerl Mitte zwanzig, der stets erhaben wie ein Prinz zwischen den Frauen entlangschritt, um dann zwei Stufen auf einmal die Treppe zu nehmen und in den ersten Stock hinaufzueilen. Dort kontrollierte er den Stand der Produktion und führte eine Qualitätskontrolle durch.

»Der kommt heute nich'. Brauchste ja nich' so kieken.« Charlottes Kollegin, mit der sie Tisch an Tisch saß, biss in ihre Käsestulle und brachte es fertig, beim Kauen zu grinsen. »Hab gehört, der ist mit eener aus'm Schnitt in die Kiste.«

»Ach.«

»Dit hat janz schön jerumst, sag ick dir. Da sind die Stoffetzen jeflogen!«

»Margot!«, echauffierte sich Charlotte gespielt, errötete aber dennoch.

»Ne, mal im Ernst. Dit wird wohl nüscht mit dein Prinzen, Charlottchen.«

»Prinz...« Verlegen winkte Charlotte ab. »Nu' hör aber endlich auf.«

»Tu ma nich' so! Is' ja nüscht bei. Mädchen im besten Alter, da kannste auch mal 'n Kerl auf'n Pöter kieken, wa? Kriegst ja immer Stielaugen wie 'n Hummer, wenn dat Prinzen kommt.«

»Quatsch.«

»Hab ick janz genau per-zi-pi-ziert. Janz genau.«

Lachend schleuderte Charlotte einen der Handschuhe nach Margot. Da hörte sie den Ruf der Vorarbeiterin über das Rattern hinweg. »Hannelore Schüler!«

Sie warf einen Blick auf die Uhr, auch dieser Arbeitstag war wieder wie im Fluge vergangen.

»Na, dann schnapp dir 'n Zaster und verdufte. Zaubhaftes Wochenende, Charlottchen.«

»Danke. Wie lang musst du noch?«

Margot biss von der Stulle ab. »Dit Leben lang, wa? Dit Leben lang.«

Charlotte beendete die letzte Naht, stand auf und rieb sich die müden Augen. Sie wollte schon zum Kabuff der Vorarbeiterin hinübergehen, als ihr Blick noch einmal auf ihren Arbeitsplatz fiel.

Leere Garnrollen, bergeweise fertig genähte Handschuhe, Fadenreste, Scheren und Nadeln lagen herum. Unter Margots wohlwollenden Blicken räumte Charlotte pflichtbewusst das meiste auf, schnappte sich ihr viel zu dünnes Jäckchen und sprang dann im Laufschrift durch die Reihen zum Verschlag am Ende der Halle.

»Sparst du auf was Bestimmtes?« Gelangweilt steckte sich die Vorarbeiterin das blonde Haar zurecht, zupfte ihren Kittel glatt und schob Charlotte in einem Umschlag den Lohn der letzten vier Wochen über den Tisch.

»Ich? Wieso?«

»Ein Fahrrad? Eins mit Motor? Oder willst du eine Reise machen. Italien?« Ihre Vorgesetzte nickte zum Kuvert. »So viele Schichten, wie du für deine Tante schiebst, Mäuschen. Wann schläfst du eigentlich?«

»Also ... Ähm, na ja. Meistens in der Tram.« Wie so oft in

den letzten Wochen war sie für ihre Tante Hannelore eingesprungen. Immerhin galt Charlotte mit ihren neunzehn Jahren als eine der flinkesten Näherinnen, und wem die Besitzer der Näherei die Lohntüte in die Hand drückten, war denen schnurzpiepe.

»Tritt mal ein bisschen kürzer, Mäuschen. Und nicht zu viel Jungssachen am Wochenende.«

»Da haben Sie mal keine Sorge. Danke sehr.« Charlotte deutete einen Knicks an und steckte den Umschlag in ihre Jacke. Ohne eine Antwort abzuwarten, zog sie die Tür auf und tauchte abermals in das Rattern der Nähmaschinen ein. »Ihnen ein schönes Wochenende.«

Flink ging sie die Reihen ab, winkte Margot zu und steuerte wie jedes Mal, nachdem sie den Lohn bekommen hatte, die ramponierte Toilette an.

Kaum drinnen, verriegelte sie die Tür und nahm sich den Umschlag vor. Sie zählte einhundredsiebenundvierzig Mark und zog einen der Zehn-Mark-Scheine heraus. Flink steckte sie ihn in ihren ausgetretenen Halbschuh. Für einen Lidschlag war sie versucht, einen zweiten herauszufischen, doch das würde ihrer Tante sicherlich auffallen.

Charlotte wartete einen Augenblick, spülte, als wäre sie tatsächlich auf die Toilette gegangen, und verließ erst dann die Werkshalle.

Die trockene, kalte Winterluft tat gut. Die Mittagssonne hatte die meisten Wolken vertrieben und ließ die winzigen Eiszapfen der letzten Frosttage schmelzen.

Charlotte atmete tief ein und eilte durch die Hinterhöfe. Kaum aus dem Backsteinbau auf die Straße getreten, wärmte die Sonne ihre Wangen, und der Geruch von verbranntem Koks wehte ihr entgegen. Der untrügliche Geruch des Winters.

Ohne zu zögern, hetzte sie die Putlitzstraße hinunter, immer auf überfrorene Pfützen achtend, und steuerte die nächste Tramhaltestelle an.

Bereits auf halbem Weg sah sie die hagere Gestalt mit der kurzen Pelzjacke an der Laterne warten. Wie immer, wenn sie in die Öffentlichkeit ging, hatte sich Charlottes Tante Hannelore hübsch gemacht. Ihre Haare waren ordentlich hochgesteckt. Sie trug ihren Lieblingshut, den unauffälligen schwarzen, den sie keck schräg aufgesetzt hatte, weil er ihr sonst zu dezent gewesen wäre. Zufrieden registrierte Charlotte, dass Hannelore den seitlich gerafften Rock angezogen hatte, jenes Ungetüm aus gebrauchtem Stoff, den sie ihr letztes Weihnachten im Stil des *New Look* genäht hatte. Eine mächtige Sonnenbrille verbarg Hannelores Augen. Weil sie millimeterdick Schminke aufgetragen hatte, war kaum etwas zu erahnen, aber sicher hatte Onkel Theo wieder einmal ordentlich zugelangt.

Charlotte winkte ihr zu, erhielt aber keine Reaktion, obwohl Hannelore sie gesehen haben musste.

Wahrscheinlich hatte sich ihre Tante den ganzen Tag bei ihrem Liebhaber herumgetrieben. Charlotte hatte oft genug sein Aftershave gerochen, und da Theo keines nahm, musste es wohl von einem anderen Mann stammen. Ihre Tante hatte hin und wieder versucht, den Geruch mit ihrem Parfüm zu überdecken, doch Charlotte war gut darin, genau solchen Feinheiten nachzuspüren. Und es machte ihr einen Heiden Spaß, die einfachsten Dinge in ihrer Fantasie zu wilden Geschichten aufzuplustern. Vielleicht war Hannelores Liebhaber ja ein GI, ein ebenso strahlender Prinz wie der unbekannte Soldat aus der Näherei. Oder ein frisch rasierter Draufgänger, der mit seinem polierten Cabrio um die Ecken flitzte und ihre Tante an die Ostsee entführte, während sie wieder einmal eine ihrer Schichten übernehmen musste.

Charlotte blieb bei Hannelore stehen und blinzelte in die Sonne.

»Wie viel?«, fragte ihre Tante kühl und sah sich nach anderen Fahrgästen um. Eine greise Witwe in schwarzen Kleidern und einem Netz mit Holzscheiten über der Schulter wartete geduldig am Straßenrand, ansonsten war die Ecke menschenleer.

»Hab's noch nicht gezählt.« Reichlich verdrossen zog Charlotte den Umschlag aus ihrem abgewetzten Jäckchen und lieferte das Geld ab. Am liebsten hätte sie Hannelore gesagt, dass es eigentlich ihr gehörte, doch den Mut fand sie nicht. »Das waren viele Schichten diesen Monat«, sagte sie stattdessen. »Aber die haben ein paar Pausen abgezogen.«

Während Hannelore die Scheine und Münzen durch ihre Finger gleiten ließ, nickte sie abwesend. »Du wohnst bei uns. Da kannst du auch mal was für tun.« Der Lack ihrer Fingernägel blitzte frischrot und neckisch.

Charlotte überlegte, ob sie es wagen konnte, endlich einmal Widerworte zu geben.

»Ich meine ...«, rang sie sich durch, doch ihre Tante schnitt ihr das Wort ab.

»Hier hast du dein Taschengeld für letzten Monat«, meinte sie und drückte Charlotte zwei Mark in die Hand.

Ohne ein Wort steckte Charlotte die Münzen ein.

»Man sagt *Danke*, Charlotte.«

Sie biss die Zähne zusammen. Es dauerte, bis sie das Danke herausgequetscht hatte.

Kurz darauf saß sie stumm neben ihrer Tante in der Tram. Langsam spürte sie die Müdigkeit. Sie blickte nach draußen, auf drei Waschweiber und eine Traube Männer in schlecht sitzenden Anzügen. Ausgebesserte Straßen und teils eingestürzte Hausecken glitten vorbei. Auf einigen Hundert Metern waren

Holzstämmе für die Stromversorgung notdürftig in die Erde gerammt worden.

Kriegsversehrte spielten an einer Häuserеcke im Schatten Schach und ließen eine Zigarre kreisen. Jeder durfte einmal am Stumpen ziehen. Sie sahen genauso mitgenommen aus wie die Stadt mit ihren Schutthaufen.

Hannelore und Charlotte stiegen um.

In der Yorckstraße pulsierte das Stadtleben. Einige Händler hatten schon kurz nach Kriegsende ihre Läden wiedereröffnet, obwohl die Häuser kaum als solche zu erkennen waren. Wie faule Zähne reihten sich die einst imposanten Altbauten in den Straßen. Nur ab und an stand noch ein von Schüssen pockiges, aber ansonsten unbeschädigtes Haus.

Notdürftig hatten die Bäcker, Schneider und Fleischer ihre Auslagen in den Trümmerhäusern errichtet. Hauptsache, das Erdgeschoss ließ sich betreten. Gemüse, Tabak, Zeitungen ... Auf der einen Straßenhälfte frische Farbe und neue Läden in hergerichteten Häusern – auf der gegenüberliegenden die zerbombten Gebäude des Krieges. Ein wohlbehaltenes Berlin ohne Schuttberge und Ruinen hatte Charlotte nie kennengelernt.

Sie blickte auf eine Stadt, die wie Berliner Weiße schmeckte. Auf der einen Seite sauer – auf der anderen herrlich süß.

Ein halbes Dutzend Kinder hatte in die Erde des ungepflaster-ten Hinterhofs Bahngleise gezeichnet und fuhr mit einer Kaf-feedose anstelle einer Lok die Strecken ab. Charlotte grüßte Max und Gerda, die ins Spiel vertieft waren. Die beiden Grundschüler wohnten mit ihrer Mutter in derselben Woh-nung wie Charlotte und mussten wie sie täglich Theos schlechte Laune ertragen.

Charlotte schleppte den Einkauf hinter Hannelore in den dritten Stock und wartete geduldig, bis ihre Tante die Woh-nung aufgeschlossen hatte. Die vier Zimmer in der Miets-kaserne unweit des Tempelhofer Damms waren über die Jahre für Charlotte zwar keine Heimat, aber immerhin ein Zuhause geworden.

Eine Dämse aus getragener Kleidung, kaltem Zigaretten-qualm und längst gegessenem Essen wehte ihnen entgegen. Aus dem einstigen Wohnzimmer, in dem seit einigen Mona-ten die Silaffs wohnten, drang der Schlager »Haben Sie schon mal im Dunkeln geküsst«. Theo liebte das Lied und spielte es bis zum Gehnichtmehr, selbst frühmorgens, wenn sie alle am liebsten noch geschlafen hätten.

Charlotte, die bisher nur beim Flaschendreher einen Jun-gen aus der Parallelklasse hatte küssen müssen – giggelnd, ver-stohlen und gehetzt –, mochte den Schlager aus den Vierzigern. Zwar hörte sie lieber Jazz, aber der Text war äußerst charmant.

Als der Gesang von hellem Frauenlachen übertönt wurde,

bemerkte Charlotte, wie Hannelore alarmiert aufhorchte. Mit langen Schritten eilte ihre Tante an Charlottes und dem Zimmer der Silaffs vorbei zur Küche.

Charlotte nutzte den Moment und zog den Schein aus ihrem Schuh. Flugs tauchte sie in ihre Kammer und steckte das Geld unter ihre Matratze.

»Ich glaube, Sie kieken mal lieber nach Ihren zwei Rotzlöfeln«, hörte Charlotte ihre Tante die Silaff anraunzen. »Die holen sich im Dreck noch den Tod.«

»Na, hören Sie mal! Was wollen Sie denn damit sagen, hm?«

»Dass Sie hier stören! Kümmern Sie sich lieber um Ihresgleichen.«

Da hieb jemand auf den Tisch – Theo, wie Charlotte vermutete. »Hanni! Jetzt reicht's aber mal!«

Charlotte nahm den Einkaufskorb und schlenderte zu den dreien.

Frau Silaff und Hannelore funkelten sich wie so oft kampfbereit an. Theo saß, wo er jeden Tag saß: am Küchentisch auf seinem knarrenden Holzstuhl, das Radio – heute stumm – und den Aschenbecher neben sich. Seitdem Charlotte vor vier einhalb Jahren hier untergekommen war, hatte sie keinen Tag erlebt, an dem Theo mal aus dem Haus gegangen wäre. Angeblich litt er unter einer Störung. *Dystrophie*, hatte Hannelore das genannt. Charlotte hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte, aber ihre Tante nahm es stets als Erklärung für Theos Kopfschmerzen, seine unerklärlichen Wutausbrüche, seine Trägheit und seine Angst, dass alle ihm etwas Schlechtes wollten.

Wahrscheinlich, so glaubte Charlotte, ging der Krieg für Theo einfach immer weiter. Auch jetzt noch, bald sechs Jahre nachdem sich die Alliierten mit den Russen an der Elbe die Hand geschüttelt hatten. Über den Krieg schwieg Theo be-

harrlich. Allerdings hatte Charlotte auch niemals gehört, dass Hannelore etwas über diese Jahre von ihm hatte erfahren wollen.

Nach dem ersten Hungerjahr hatte Theo versucht, wieder Fuß zu fassen. Er hatte sich bei einem Gemüsehändler vorgestellt, die Arbeit jedoch bereits nach wenigen Tagen verloren, weil er sich nicht recht hatte konzentrieren können. Auch die Stelle als Hausmeister in der nahe gelegenen Volksschule hatte er geschmissen, nachdem ihn der Direktor angeblich beklaut hatte. Theos Elan war erschöpft; was blieb, waren die warme Küche und sein Stuhl.

Ihr Onkel trug trotz der Kühle in der Wohnung wie immer eine dunkle Bundfaltenhose und ein ordentliches Hemd. Gebügelt. Wie jeden Tag war er frisch rasiert. Vor ihm auf dem Tisch lag, einem erschossenen Kaninchen gleich, der Toaster, den Hannelore sich so sehnlich zu Weihnachten gewünscht hatte. Theo hatte ihn aufgeschraubt, weil der Drücker klemmte.

Scheu blieb Charlotte in der Tür stehen.

»Gibt hier nichts zum Aufregen«, brummte Theo und zog an seiner Zigarette. »Spielst dich immer auf.«

»Ich habe Ihrem Gatten lediglich mit dem Toaster geholfen.« Die Silaff warf Theo ein Lächeln zu, der ihr unverhohlen zuzwinkerte. Charlotte hörte, wie Hannelore den Atem anhielt.

Ihre Blicke waren so stechend, dass sich die Silaff entschloss, das Feld zu räumen. Keck drehte sie sich auf dem Absatz um und stolzierte an Charlotte vorbei. Sie verschwand im Wohnzimmer und schaltete, nachdem sie die Tür leise geschlossen hatte, den Plattenspieler aus.

Eine trügerische Ruhe kehrte ein. Charlotte kannte diese Stille zwischen ihrem Onkel und ihrer Tante, die nur allzu schnell kippen konnte.

Versöhnlich nahm Hannelore den Umschlag mit Charlottes Lohn aus der Pelzjacke und schob ihn über den Tisch zu Theo. Der wollte jedoch wohl etwas anderes und zog sie an der Hüfte zu sich. Als er versuchte, Hannelore auf seinen Schoß zu schieben, entwand sie sich seinem Griff.

»Theo! Lass mal jetzt.« Lieber widmete sie sich schnell der Küchenhexe, öffnete die Feuerklappe und warf ein paar Holzstückchen nach. Dabei zischte sie leise: »Wir sollten die Silaff vor die Tür setzen.«

Nicht nur Charlotte, die den Korb mit Einkäufen abstellte, auch Theo schien es gehört zu haben. Seelenruhig stand er auf, drückte seine Zigarette in den Ascherrand und zog eine Zeitung vom Tisch. Wortlos rollte er sie fest zusammen. Dann blickte er Hannelore, die noch immer vor dem Ofen kniete, unverhohlen auf den Hintern. Prall und fest zuckte er unter ihrem Kleid. Ihm gefiel offensichtlich, was er da vor sich sah.

Charlotte schluckte. Sie wagte es nicht, sich zu rühren, und beobachtete entsetzt, wie Theo die Zeitung in seiner Hand hin und her drehte. Fieberhaft überlegte Charlotte, wie sie ihn irgendwie besänftigen konnte, aber die Angst einzuschreiten war einfach zu groß.

Theo trat bedrohlich hinter Hannelore. Ohne Vorwarnung drosch er mit der Zeitung auf ihren Hintern. Sie schrie vor Schreck und Schmerz auf. Charlotte hielt den Atem an. Verwirrt kam Hannelore hoch. Er deutete auf den Umschlag. »Meinst du, die paar Piepen reichen, ja? Das meinst du?«

Er baute sich noch dichter vor ihr auf.

»Die paar Piepen, und du willst die Silaff vor die Tür setzen? Ja?«, fuhr er sie an. »Willst die Silaff einfach rauswerfen!«

»Theo, ich ... Nein«, stammelte Hannelore und sah hilfesuchend zu Charlotte.

»Du willst einen Kühlschrank, richtig?« Er hieb ihr mit der

Zeitungsrolle auf den Hut. Ängstlich zuckte sie zurück. »So ein Dings, was die Amis haben ... Waschmaschine. Ja? Willst du auch haben.« Diesmal schlug er stärker zu, gab ihr eine Backpfeife mit der Zeitung. »Und neue Tapeten, neue Lampen ...«

»Theo! Bitte ...«

Er prügelte ein weiteres Mal auf sie ein und noch einmal. »Du willst sogar ein verdammtes Haus. Ein eigenes Haus! Unsere Prinzessin! Und da willst du unsere Untermieterin rauswerfen?«

Er traf sie hart an der Wange, ihre Sonnenbrille flog zu Boden. Hilflos wich sie einen Schritt zurück und stieß gegen den heißen Ofen. Sie schrie auf.

»Was ist denn jetzt schon wieder?«, fuhr Theo sie an. Hannelore kamen die Tränen. Tapfer presste sie die Lippen zusammen, dann drückte sie sich an ihm vorbei und rannte nach draußen.

Charlotte hörte, wie sie die Wohnungstür aufriss. Sie würde sich auf halber Treppe ins Klo einsperren und weinen. Und nach zehn Minuten wieder raufkommen und ihm Essen kochen.

Theo sah seiner Frau einen Moment stumm nach, dann warf er Charlotte ein Lächeln zu. »Und du? Was ist mit dir? Dich füttern wir auch durch.« Er schmiss die Zeitung auf den Tisch und nahm sich den Umschlag vor.

Ein dumpfes Geräusch setzte mit einem Mal ein.

Theo bemerkte es nicht, zählte kurz die Scheine durch und zog an seiner Zigarette. Zufrieden blickte er auf.

»Nicht schlecht«, lobte er. »Hast du gut gemacht, Charlottchen. Lass dich mal ansehen. Unsere Hübsche.«

Charlotte hatte begonnen, die Einkäufe wegzuräumen. Sie spürte seinen Blick in ihrem Rücken und drehte sich um.

Das tiefe Brummen erfüllte jetzt alle Zimmer.

Theo musterte sie unverhohlen. Als wären seine Blicke Finger, ließ er sie über ihre Brüste gleiten. Mit einem aufgesetzten Lächeln wandte sich Charlotte wieder den Einkäufen zu. Sie kannte diesen Blick. Seit ein paar Monaten starrte Theo sie so an.

»Bist wirklich 'ne ganz Hübsche geworden, hm? Komm mal her, komm doch mal rüber.«

Nicht hingehen, nicht antworten. Nicht mal den Kopf schütteln. Sie schob eine Konserve ins Regal und betete, Hannelore möge gleich wiederkommen.

Das Brummen wurde zu einem Dröhnen.

Beunruhigt stand Theo auf. »Hörst du das?«, fragte er unsinnigerweise. »Klingt wie 'n Bomber.«

Charlotte nickte. Sie kannte das Geräusch nur allzu gut, denn sie hatte es zu oft im Krieg hören müssen.

»Scheißflugzeuge«, knurrte Theo und starrte die Porzellanlampe an der Zimmerdecke an.

Charlotte trat zum Fenster und presste die Stirn ans Glas. Sich den Kopf verdrehend, versuchte sie, den Himmelsstreifen über dem Hinterhof auszumachen. Das Blassblau des Winterhimmels strahlte trügerisch ruhig. Das Dröhnen schwoll weiter an. Ihr Magen schnürte sich zu, als sie unwillkürlich an eine der schlimmsten Nächte auf dem Bauernhof vor Berlin dachte. Dutzende Bomber waren im Anflug auf die Reichshauptstadt herangedonnert und hatten ihre Fracht abgeworfen. Eine der Maschinen hatte gebrannt und war unweit des Hofes in ein Wäldchen gestürzt. Die Explosion hatte den Putz von der Decke rieseln lassen. Charlotte atmete durch, hielt die Angst aus und starrte nach oben.

»Was ist das?« Hannelore kam mit verheulten Augen in die Küche zurück.

Das Dröhnen ließ mittlerweile die Scheibe vibrieren.

Plötzlich donnerte ein Schatten heran. Er schnitt über das Haus, füllte schlagartig das ganze Himmelseck. Der Rumpf eines Fliegers blitzte silbern im Sonnenlicht, dann war er mit einem ohrenbetäubenden Lärm hinter den Dächern verschwunden.

»Gott«, entfuhr es Charlotte. »Der schmiert ab!«

Sie stürzte aus der Küche, fegte in den Flur. Trotz der Rufe ihrer Tante hetzte sie die Treppe hinunter und stieß die Tür zum Hof auf. Alle Kinder standen mit offenem Mund da und starrten in den Himmel. Als Charlotte an ihnen vorbeirannte, sprangen sie ihr nach.

Charlotte sprintete voraus, im Schlepptau immer mehr aufgeregte Kinder. Sie lief zwischen den Häusern hindurch, über den Tempelhofer Damm. Auf der breiten Straße hatten die Wagen angehalten, und viele Berliner waren ausgestiegen, um zur anderen Straßenseite zu gaffen, auf der sich die Start- und Landebahnen des riesigen Flughafens anschlossen. Eine Passantin mit Hut und seidenen Handschuhen drückte ihren Hund an die Brust, als das runde silberne Flugzeug, das wie einer der Rosinenbomber aussah, eine letzte Kurve flog und dann nur wenige Meter über den Maschendrahtzaun hinweg zum Rollfeld donnerte.

Charlotte sprang zwischen den Schaulustigen hindurch, klammerte sich an den Zaun und sah mit einer Mischung aus Neugierde und Schock zu, was als Nächstes geschah.

Als vor drei Jahren die Luftbrücke begonnen hatte, waren die Maschinen im Drei-Minuten-Takt über die Häuser geflogen, meist so tief, dass selbst Klappstullen vor Schreck aufsprangen. Sie hatte mehrere Abstürze in dieser Zeit und im Krieg gesehen.

Die Maschine stellte sich quer, und Charlotte meinte, den Piloten hinter seinem Steuerhorn zu sehen, aber das war sicher Einbildung. Die Fahrwerke brachen, Reifenfetzen flogen in hohem Bogen über die Landebahn und die Grünstreifen, während der silberne Rumpf der Maschine den Teer aufriss. Das Metall schrammte über den Asphalt, der rechte Flügel klappte weg und zerschellte. Die Propeller zerbarsten, glühend heiße Schrapnelle flogen Hunderte Meter weit. Instinktiv duckte Charlotte sich weg. Kerosin spritzte und fing Feuer.

»He!« Die Schaulustigen drückten Charlotte gegen den Zaun. Mit pochendem Herzen richtete sie wieder den Blick auf den Unfallort. Obwohl sie ein ganzes Stück entfernt stand, meinte sie, die Hitze der Explosionen zu spüren. Sie bekreuzigte sich und schickte ein Stoßgebet zum Himmel.

Zwei Löschfahrzeuge und ein Krankenwagen rasten querfeldein auf den Feuerball zu. Charlottes Blick streifte einen Mann in Uniform, der mit seinem Jeep ebenfalls auf die Flammen zuhielt und schlingernd abbremste. Seinen Rang konnte sie nicht erkennen, aber er sprang aus dem Wagen, rief den Feuerwehrleuten Befehle zu und stürzte sich sodann in die Flammen.

Nicht nur Charlotte stockte der Atem. Vom Zaun aus machte es den Eindruck, als würde der Soldat direkt in sein Verderben rennen.

Alle schauten gebannt auf das Feuer. Da löste sich eine Gestalt aus dem Inferno. Es war der Mann in Uniform. Er hatte sich den Piloten über die Schulter geworfen und taumelte mit ihm auf die Sanitäter zu. Die Menge und Charlotte jubelten vor Begeisterung auf.

Einen Lidschlag lang holten Berlin und Charlotte Atem – und dann geschah etwas, von dem sie nicht genau wusste, ob sie es sich vielleicht nur einbildete.

Der Soldat schaute auf, und ihre Blicke trafen sich.

Der Mann sah sie direkt an.

Für einen Moment hielt das Chaos aus lodernden Flammen, Sirenen und Befehlen inne. Es war Charlotte, als zöge ihr jemand den Boden unter den Füßen weg. Die Hitze auf ihren Wangen schien zu explodieren, und ein wohliges Kribbeln breitete sich von ihrem Rücken über den Hals bis zu ihrem Kopf hinauf aus. Ein Prickeln, das gefühlt Stunden andauerte, so wie jener Blick, der in Wirklichkeit bloß einen Herzschlag lang währte.

Dann kippte die Zeit zurück in die Welt.

Der Zauber verflog.

Charlotte ließ den Zaun los und sah mit wackligen Beinen und klopfendem Herzen zu, wie der GI sich abermals den Feuerwehrleuten anschloss, einen Helm zugeworfen bekam und hinter dem brennenden Wrack verschwand.

3

Charlotte lag mit offenen Augen im schummerigen Licht, das durch den Spalt der angelehnten Tür fiel. Ihr Blick fiel auf die ausgeschnittenen Titelbilder und hübschen Fotos aus all den Modezeitschriften, die sie von den Kolleginnen in der Näherei geschenkt bekommen hatte. Sie starrte die jungen Frauen und edlen Damen in ihren extravaganten Kleidern an und lauschte auf die Geräusche in der Wohnung. Immer wieder sah sie den Soldaten vor sich, das brennende Flugzeug, sein kantiges Gesicht vor den Flammen. Sein Blick. Seine Augen. Wie sich herausgestellt hatte, war niemand bei dem Unfall zu Tode gekommen. Pilot, Copilot und zwei Crewmitglieder waren schwer verletzt, aber lebend aus der Maschine geborgen worden.

Als die Amerikaner vor zweieinhalb Jahren durch die Jugendclubs gezogen waren, um Helfer für die Luftbrücke zu finden – Jugendliche, die unbelasteter waren als die frisch besiegten Feinde, denen sie nicht trauten –, und Charlotte in ihrem engen Zuhause bei Theo und Hannelore davon erfuhr, hatte sie sich ebenfalls freiwillig melden wollen. Nur zu gerne hätte sie auf dem Flughafen Tempelhof beim Entladen der Rosinenbomber geholfen, aber es war nur Jungen erlaubt gewesen, mit anzupacken. *Kohlejungs* hatten sie sich stolz genannt, weil sie in die Flugzeuge gekrochen und Sack um Sack Kohle herausgeholt hatten. Dafür hatten sie jede Menge Geschenke von den Piloten und den Crews bekommen, Kaugummi, Schokolade, Anspitzer, Mützen, Feuerzeuge. Sie hatten

ihre kleinen Schätze in der Schule feilgeboten, wo Charlotte den Jungs oft etwas abgeluchst hatte, aber trotzdem hatte sie es als schreiende Ungerechtigkeit empfunden, nicht selbst dort arbeiten zu dürfen.

Charlottes Gedanken kehrten von den Flugzeugen und den Kohlejunges zurück in ihre Kammer. Die Wand zum Wohnzimmer war dünn, aber alles war still. Die Silaff und die beiden Kinder schliefen offenbar. Auch ihre Tante war sicher bereits zu Bett gegangen. Nur aus der Küche vernahm sie ihren Onkel, hörte, wie er am Toaster schraubte.

Leise stieg Charlotte aus dem Bett, zog den Zehn-Mark-Schein unter der Matratze hervor, schlich dann zum Fenster und öffnete das Schränkchen unter dem Fensterbrett. In seinem Innern war es kühl, man konnte Butter und verderbliche Lebensmittel darin lagern. Charlotte bewahrte dort ein paar Bücher auf – *Kon-Tiki*, *Robinson Crusoe*, *Die rote Zora* und einige Klassiker, außerdem ihre kostbaren Modezeitschriften *Der neue Schnitt* und *Burda*.

Behände, weil sie es schon Dutzende Male getan hatte, löste sie das Bodenbrett innerhalb des Schränkchens und stellte es leise beiseite. Unter ihm war eine Vertiefung. Charlotte griff hinein und holte eine abgewetzte Blechdose heraus.

Im blauen Mondlicht öffnete sie ihren Schatz und steckte den Geldschein zu einigen anderen, die sie in den letzten zwei Jahren gehortet hatte.

Aus der Küche hörte sie Theo husten, dann das Schrammeln von Stuhlbeinen über Linoleum.

So schnell es ging, legte sie die Blechdose zurück, schob das Brett zurecht und klappte das Schränkchen zu.

Sie war gerade wieder unter ihrer Decke, als Theo die Tür zu ihrem Zimmer öffnete. Er stand keine Armlänge von ihrem Kopf entfernt im Türrahmen, und sie konnte seine Bierfahne

riechen. Charlotte kniff die Augen fest zusammen und spürte dennoch, wie sein Blick über sie glitt. Sie betete, er möge umdrehen, er möge sie nicht anfassen, doch mit einem Mal fühlte sie Theos Atem in ihrem Nacken.

Er hatte sich zu ihr heruntergebeugt und schob seine Hand unter ihre Decke. Charlotte bebte innerlich vor Abscheu, lag jedoch wie erstarrt da. Sie traute sich nicht, sich auch nur einen Zentimeter zu rühren, während seine Finger über ihre Brust strichen. Angewidert zwang sie sich, die Zähne zusammenzubeißen und keinen Mucks von sich zu geben. Bloß so tun, als schliefe sie und ...

Nein! Es ging nicht.

Sie löste sich aus der Starre, tat, als wachte sie fast auf, und drehte sich wie im Schlaf von ihm weg.

Einen Moment lang geschah nichts. Sie spürte ihr Herz bis in den Hals schlagen.

Bitte, flehte sie, geh! Lass mich! Geh einfach.

Da hörte sie, wie er sich stöhnend aufrichtete. Er schlug die Bettdecke über sie, als wäre er ein liebender Vater, und steckte sie gründlich fest, damit sie es warm hatte.

Keine drei Sekunden später war er wieder gegangen.

Zitternd und nach Luft ringend, drehte Charlotte sich wieder von der Wand zum Zimmer, starrte durch den Türspalt in die Wohnung, in diese überfüllten Räume, deren Geräusche und Gerüche sie Tag für Tag mehr anwiderten.

Theo würde nicht aufhören, das war ihr bewusst. Seine Annäherungen würden sich noch steigern. Der Gedanke daran drehte ihr den Magen um. Sie versuchte, sich zu beruhigen, sah auf und fand ein wenig Trost im Anblick der Modefotografien an der Wand.

Es wurde Zeit, endlich eine gut bezahlte Anstellung zu finden und diesen vier Wänden sowie Theo zu entfliehen.

4

Energisch eilte Vera aus ihrem Büro und drückte den wuchtigen Vorhang beiseite, der den Tanzsaal des *Midnights* vom Flur trennte.

Wie ein Faustschlag hieb ihr das Nachtleben entgegen. Ein Nebel aus Zigaretten- und Alkoholdunst, aus Lachen und Rufen. Rechts und links standen Soldaten, ein paar hatten Stühle zusammengeschoben, quatschten, rauchten, tranken. Die Männer schrien sich an, weil die Musik so laut war. Nichts Ungewöhnliches für einen Abend im Club – wenn der Akkordeonspieler nur nicht so fürchterlich schlecht gewesen wäre. Vera hatte das Gejaule bis ins Bürozimmer gehört und hielt es nicht mehr aus. Sauer reckte sie das Kinn und eilte weiter.

Ein Kauderwelsch aus breitem Amerikanisch, Französisch und Englisch trommelte auf sie ein. Vera meinte sogar, Japanisch zu hören. Vielleicht Veteranen des 442. US-Infanterieregiments, die als Japaner auf US-Seite an der Westfront gekämpft hatten und dann in Berlin hängen geblieben waren.

Viele der Soldaten nickten ihr zu. Sie kannten Vera und respektierten sie. Die meisten waren in Uniform hier, nur wenige hatten sich leger in einen schwarzen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte gekleidet. Farblich hoben sie sich so oder so perfekt von der weinroten Samttapete ab, die noch zur Originalausstattung des ehemaligen Ballhauses gehörte. Bereits in der Weimarer Republik, daran erinnerte sich Vera noch, war die schwere Schmucktapete an vielen Stellen eingerissen

gewesen und zeigte seitdem nackten Putz. Ihr war seit Monaten klar, dass sie dies alles möglichst gestern hätte in Schuss bringen lassen müssen, aber ihr fehlte das nötige Kleingeld.

In einer dunklen Ecke unter einer Kunstpalme saßen drei Gemüsehändler aus der Nebenstraße, pafften Zigarre und lachten lauthals. Ihr Gefeiße mischte sich mit den Rufen einiger Soldaten, die an der Bar lehnten und Vera erspäht hatten.

»Vera! Vera!« Die Männer hoben ihre Gläser und prosteten ihr lautstark zu. »*Come on! Veeeraaaa!*«

Sie warf den GIs eine Kusshand zu, trat aber nur kurz zu ihnen, um mit ihnen einen Schnaps zu kippen. Dann vertröstete sie die Männer mit einem Küßchen und einem Zwinkern und schritt unter ihren hungrigen Augen weiter Richtung Bühne.

Eigentlich war der Saal bloß ein großer rechteckiger Raum mit abgehängten Fenstern, einer spartanischen Bühne und einer viel zu mickrigen Bar, doch das *Midnight* strahlte von innen heraus. Wie eine Grande Dame ... eine welterfahrene Schauspielerin, die selbst abgeschminkt noch alle mit ihrem Esprit verzaubern konnte. Das aus dem vorigen Jahrhundert stammende Tanzhaus mit seinen stuckverzierten Wänden und den überbordenden Kronleuchtern barg in sich eine seltsame stoische Würde, die viele sofort in den Bann zog.

Heute Abend war die Musik jedoch kraftlos. Der Foxtrott hatte kein Feuer, sondern dudelte vor sich hin. Niemand tanzte – Vera hatte sich also in ihrem Büro nicht verhört. Sämtliche der sechs runden Tische vor der schmalen Tanzfläche waren belegt, doch die an den kaum tellergroßen Tischen sitzenden Pärchen knutschten verstohlen, anstatt sich zur Musik zu bewegen. Den letzten Tisch vor der Tanzfläche teilten sich vier junge Soldaten mit einem dicken Druckereibesitzer aus Charlottenburg. Vor ihm auf dem Tisch stand Steffi, die ein-

zige Bedienung des *Midnights*, eindeutig betrunken und sehr bemüht, auf dem winzigen Ding die Balance zu halten. Grö-
lend steckten ihr die Männer Geldscheine in den Straps und
feuerten sie an, ihr Matrosenhemd weiter aufzuknöpfen.

Ohne zu zögern, zog Vera das Mädchen unter dem laut-
starken Protest der Männer herunter.

»He!« Steffi wollte sich aus Veras Griff befreien.

»Von mir aus kannst du nackt tanzen. Von mir aus jeden
der Gäste vögeln. Aber nicht hier. Nicht in meinem Laden.«

»Ich ...«

»Wenn ich 'ne Asphaltantilope hier haben will, stell ich die
dafür ein! Verstanden?« Vera schob sie zur Bar.

»Ich wollte den Jungs nur ein bisschen Spaß ...«

Vera ließ sie nicht ausreden, sondern riss ihr den Rock hoch
und die Scheine aus dem Strumpfbund. »Ein bisschen Spaß,
ja?«

»Sie ... Sie können ... Nehmen Sie es. In Ordnung?«

Schroff drückte Vera ihr die Scheine in die Hand. »Behalt
das Geld. Du solltest bedienen und nicht deine Titten zeigen.
Hol deine Sachen. Ich will dich hier nicht mehr sehen.«

Einen Moment stand Steffi wie ein begossener Pudel da.
»Ich soll ...?«

»Sofort.« Vera packte sie am Arm und riss sie Richtung Vor-
hang. »Melde dich bei Schnute, der gibt dir dein Zeug. Und
deinen Lohn.« Sie drehte sich auf dem Absatz um.

Das eigentliche Problem wartete noch.

Vera trat vor die Bühne, die nur ein paar Meter breit und
wenige Meter tief war. Sie kannte jedes Brett, weil sie als Kind
zweimal die Woche vor den Auftritten ihrer Mutter auf den
staubigen Planken herumgerutscht war.

Schweigend musterte sie die Dreier-Combo, heftete den
Blick schließlich auf den Bassisten. Der Mann hielt seinen

Kontrabass wie eine Geliebte. Er schwitzte stark, als läge er nahe Cherbourg im Schützengraben. Sein Blick verriet Vera sofort, dass er den Ärger ahnte.

»Tom!«, rief sie. »Hört auf. Macht Schluss.«

Der Bassist nickte Vera zu, dann gab er seinen Kollegen ein Zeichen. Weder der Trommler, der mit jedem Schlag haarscharf neben dem Takt lag, noch der Hungerhaken an der Quetschkommode brachen jedoch ab.

Am liebsten wäre Vera auf die Bühne gesprungen und hätte sie mit vorgehaltener Pistole aus dem Club getrieben. Das hätte einen hübschen Rummel gegeben. Andererseits konnte sie sich heute absolut keine weitere Szene leisten.

Und sie kannte Tom noch aus den letzten Tagen des Krieges.

Anstatt ein weiteres Mal gegen Akkordeon und Trommel anzubrüllen, schnappte sie sich vom nächstgelegenen Tisch ein halb volles Glas, stieg auf die Bühne und prostete den Musikern und dann dem Publikum zu. »Großer Applaus für Tom und seine Band!«

Die Gäste klatschten verhalten, und endlich ließ der Schlagzeuger das Musikstück ausgleiten.

Tom half Vera von der Bühne.

»Sag mal, willst du mich ruinieren?«

»Tut mir leid, Vera. Wiki braucht dringend Geld«, er nickte zum Schlagzeuger. »Und Hans meinte, die beiden wären gut.«

Vera lachte bitter auf. »Seit wann versteht Hans was von Musik? Packt sofort eure Sachen. Jetzt. Lasst euch das Geld geben. Halbe Gage.«

»Halbe?«

Vera bemerkte, wie entsetzt er war, hatte aber keine Lust, ihm auch nur ein bisschen entgegenzukommen. »Ich bin ja kein Unmensch. Euer Geklimper ist eigentlich gar nichts wert, wenn wir mal ehrlich sind.«

»Vera ...«

»Halbe Gage für euch drei. Und Tom ...« Sie lehnte sich vor, konnte seinen Schweiß riechen. »Ich mach das wegen Cherbourg, sonst würdest du leer ausgehen.«

Seufzend nickte er.

In weniger als fünf Minuten hatten seine Jungs alles zusammengeräumt und waren von der Bühne verschwunden. Vera sah sich zu den Soldaten um, sie wusste, dass einige von ihnen ganz passabel Gitarre spielten. Auch wenn niemand dazu tanzen sollte, der Klang war auf jeden Fall angenehmer. Als sie die Männer an der Bar fragte, riefen gleich drei begeistert »Ich!«. Vera entschied sich für den Hübschesten und wies den Barman an, eine Gitarre zu holen.

Um kurz zu verschlafen, setzte sie sich an den Tresen. Sie hatte kaum Luft geholt, als Schnute in seinem typischen tänzelnden Boxer-Schritt auf sie zueilte. Die beiden hatten sich kurz nach dem Kauf des Clubs kennengelernt. Er war ihr ältester und loyalster Mitarbeiter. Und ihr kleinster: Schnute reichte Vera gerade mal bis zum Kinn. Dafür war er wieselflink und sein Körper äußerst kompakt. Auf ihn war stets Verlass. Das war das Wichtigste.

»Fahren grad vor«, meinte er, wobei seine Stimme selbst bei den wenigen Worten wegbrach. Seine Stimmbänder hatten beim letzten Boxkampf gehörig Schaden erlitten.

»Schon?«

Schnute bejahte stumm. Seelenruhig holte er seinen Schnupftabak heraus, streute sich eine Prise auf die Hand und zog sie sich in seine schiefe, von zu vielen Boxkämpfen mehrfach gebrochene Nase.

»Wie viele hat er diesmal mitgebracht?«

Als Antwort hielt Schnute drei Finger hoch.

Drei Mann also. Vera seufzte. Sie hatte mit mehr Männern

gerechnet, die in Herbert Leuners Namen Ärger machen würden. Das Schlitzohr ließ sich nicht gern die Butter vom Brot nehmen und trommelte oft lieber mehr Schläger als zu wenig zusammen. Sie wusste, dass er darauf stand, kleine Clubbesitzer einzuschüchtern.

Dankend tätschelte sie Schnutes Wange.

»Dann wollen wir den durstigen Männern mal einen schönen Empfang bereiten«, meinte sie und stand auf.

Schnute grinste fies. »Kannste drauf wetten, Vera.«

Die beiden eilten zur Nebentür des Saals. Als Vera sie aufriss, hörte sie bereits Anton vom Hof her rufen: »Ihr kommt hier keinen Schritt weiter! Bleibt stehen!« Die Stimme ihres dreizehnjährigen Laufburschen überschlug sich vor Aufregung.

Während Vera Schnute durch einen Vorraum folgte, an dessen Seite sich Tische und Stühle stapelten, fiel ihr Blick durch das vergitterte Fenster neben der Hoftür. Draußen im Schummerlicht konnte sie Anton erkennen, er hatte sich eine Eisenstange geschnappt. Drohend hielt der Junge sie über dem Kopf, während sich drei Männer, die Mützen tief ins Gesicht gezogen, vor ihm aufbauten. Anton stand mit dem Rücken vor dem Tor zum Lagerraum. Obwohl er unsicher wirkte, würde er es bis aufs Blut verteidigen. Wobei es schlecht für ihn aussah, denn ihm fehlte einfach das Quäntchen Wahnsinn, das Vera schon oft in Schnutes Blick bemerkt hatte.

Ein rostiger Lastwagen mit Plane über der Pritsche stand unweit der einzigen Laterne.

»Ihr gebt uns sofort unser Zeug zurück!«, drohte einer der Schläger, blies sich in die Hände und trat auf Anton zu.

Da riss Schnute die Hoftür auf. Vera hatte Mühe, ihm zu folgen, so flink stach er in den überfrorenen Hof. Mit wenigen Schritten war er bei Anton und den Angreifern, holte ohne Vorwarnung aus und verpasste dem Erstbesten eine heftige

Gerade auf die Nase. Vera hörte ein Knacken und sah, wie Blut auf Antons geflickten Mantel spritzte. Stöhnend sackte der Arbeiter zusammen.

»Peng!« Schnute spukte aus, baute sich wie ein wild gewordener Terrier vor den anderen beiden auf. Sein Atem bildete Wölkchen in der kalten Luft. »Nix gibt's zurück! Nix. Klar?«, fauchte er und krepelte die Ärmel hoch. »Noch einer was in die Fresse?«

»Hört auf!«, fuhr Vera dazwischen. »Hilf ihm auf«, befahl sie Anton, der sie begriffsstutzig anstarrte. »Hilf dem Mann auf die Beine.«

Anton gehorchte. Er hatte den stöhnenden Kerl halbwegs hochgezogen, als die beiden anderen Arbeiter plötzlich Schnappmesser aufspringen ließen. Beim Anblick der Klingen musste Schnute dreckig lachen. »Ihr seid ja ganz Harte. Na, dann mal Ring frei!«

»Der Chef sagt, wir sollen nicht ohne seine Ware zurückkommen. Zweihundert Flaschen Schampus! Den Wein und die zehn Fässer Bier. Und was der Chef sagt, das ist Gesetz.«

»Ich werde hier nicht mit euch verhandeln.« Mutig stellte sich Vera ihnen in den Weg. »Die Ware bleibt, wo sie ist.«

Der Stämmigste der drei, ein Mann mit ausgetretenen Winterstiefeln und auffälliger Pelzmütze, schien mit dieser Antwort nicht zufrieden. Er wischte sich den Rotz von der Nase, zog die Jacke zurecht und trat auf Vera zu. Sofort schob sich Schnute schützend vor seine Chefin.

Sie spürte Schnute vor Aufregung zittern, so stark fieberte er einem Kampf entgegen.

»Ich lasse gerne meinen Hund von der Kette.« Vera streichelte Schnute sanft übers Haar. Der spielte genüsslich mit und gab ein lautes »Wuff« von sich.

»Wo ist Leuner?«, wollte sie wissen.

»Das geht dich einen Scheiß an!«, brummte der Stämmige.

Vera bemerkte, dass Schnute nicht mehr an sich halten konnte. Bevor sie ihn zurückpfeifen konnte, hatte er bereits den Kopf nach oben gerissen.

Der Mann zuckte weg, nur um Haaresbreite verfehlte Schnute sein Kinn. Der Mann ließ sogleich sein Messer vorschnellen, aber Schnute wich mit einem geschickten Boxschritt aus, klemmte blitzschnell den Arm des Mannes ein und entwand ihm die Waffe. Klirrend fiel das Messer auf die eisigen Kopfsteine.

»Hey! Shall we call the cops?«

Alle fahren herum.

Einer der Japaner und vier seiner Freunde waren aus der Nebentür getreten und sahen Vera fragend an.

Angesichts dieser Übermacht kehrte augenblicklich Ruhe ein.

Der Stämmige wich zu seinen Kumpels zurück, und Vera nutzte die eintretende Stille, um sich noch einmal an die Männer zu wenden. »Ist Leuner im Wagen? Holt ihn her.« Dann rief sie dem Japaner zu: »Easy, okay? Cool. No cops. Ist schon alles geklärt.«

Die Verachtung im Blick von Leuners Männern war kaum zu übersehen, aber angesichts der Soldaten gaben sie klein bei. Der Typ mit der gebrochenen Nase spuckte aus und ging zurück zum Pritschenwagen. Im gelben Licht der Laterne konnte Vera jetzt einen Schatten hinter der beschlagenen Scheibe erkennen. Sie hatte doch gewusst, dass sich Leuner solch ein Schauspiel niemals entgehen lassen würde. Und sie wusste auch, dass ihre Anzahlung für den Alkohol und all die harten Spirituosen bisher mehr als mickrig war. Seit Monaten stand sie bei Leuner in der Kreide und hatte ihn wieder und wieder vertröstet.

Das Bier bekam sie auch woanders zu guten Preisen, aber der Champus und der französische Wein waren ein Problem. Ganz zu schweigen vom Whiskey und den Likören. Vera wusste, dass Leuner seine Ware unter extrem zweifelhaften Bedingungen ergatterte. Mit Sicherheit waren die ganzen Spirituosen »vom Lastwagen gefallen«, wie man so schön sagte.

»Geht rein!«, forderte Vera den Japaner und seine Kameraden auf. »Es hat sich alles geklärt. *Go! Have a drink!*« Sie winkte Anton zu sich und flüsterte ihm zu: »Schmeiß 'ne Runde, gib den Jungs einen aus.«

Froh, nicht mehr im Hinterhof sein zu müssen, lief der Junge zu den Soldaten und begleitete sie hinein. Nur der Japaner dachte nicht daran, Vera allein zu lassen. Wachsam wartete er, bis Leuner aus dem Wagen gestiegen und seine hundertfünfzig Kilo durch den schummerigen Hinterhof bugsiert hatte. In säuselndem Tonfall wies er die drei Männer an, im Lieferwagen zu warten.

Erst nachdem die Kerle verschwunden waren, wandte sich der Japaner zum Gehen.

»Du hast mich erwartet. Hut ab.« Leuner nickte zur Mülltonne, auf der bis vor Kurzem Anton gesessen hatte. »Aber den Jungen vorzuschicken ... Schäm dich.« Er streckte seine Pranke aus.

»Du bist früh dran«, entgegnete Vera lächelnd und legte ihre grazile Hand in seine. Sie wusste, was kam, und sie mochte es nicht. Leuner führte ihre Finger direkt an seine Lippen und drückte einen dicken Schmatzer darauf. Entweder er hatte nie gelernt, den Kuss zu hauchen, oder es war Absicht. Vera ließ die Geste über sich ergehen und lächelte charmant.

»Ich hatte nicht erwartet, dass du jemanden postierst.«

»Ich bin ja nicht dumm. Nachdem ihr mir vorletzten Samstag den Chardonnay geklaut habt.«

Leuner lachte. Es klang wie ein ersticktes Glucksen und hallte zwischen den Wänden des Hinterhofs wider. »Geklaut? Du meinst, ich habe *meine* Ware zurück ins Lager geholt ... Bei dir wird sie ja anscheinend schal, mein Täubchen. Und das, obwohl ich Stammkunde bin.«

Jetzt war es an Vera zu lachen. »Der Laden läuft prima, Leuner. Mach dir da mal keine Sorgen«, log sie.

»Das sehe ich. Das Geld sprudelt nur so. Du hast vor lauter Zählen aber leider vergessen, mir meine Lieferung zu bezahlen.«

Sie schwieg einen Moment, tat, als müsste sie nachdenken. »Leuner, ich würde das gerne ein für alle Mal klären.«

»Da gibt es nichts zu klären, mein Täubchen. Und du musst es auch gar nicht mit deiner honigsüßen Stimme versuchen.«

Vera wusste, dass Leuner gerne pokerte und den Preis hochtrieb. Sie hatte von zwei Clubs gehört, die in Schieflage geraten waren und bei denen er daraufhin versucht hatte, sich einzukaufen. Erst führte er sich wie der gute Samariter auf, dann presste er immer mehr Prozente aus den Clubs heraus.

Um jeden Preis würde Vera das verhindern.

Niemand würde ihr ihren Traum nehmen. Das *Midnight* war ihr Schätzchen. Und niemals würde sie irgendetwas auch nur eine Krume davon abgeben.

»Komm schon, Leuner. Du weißt, ich habe ein paar Startschwierigkeiten. Aber das wird sich bald erledigt haben. Wenn ich deinen Champagner nicht habe, kann ich gleich einpacken.« Die Worte kamen nur schwer über Veras Lippen, einerseits, weil sie die Wahrheit waren, andererseits, weil sie für gewöhnlich niemandem gegenüber so viel Schwäche zeigte.

Selbst Leuner zog überrascht eine dicke Augenbraue hoch und musterte sie. »Du siehst ganz schön abgearbeitet aus, mein Täubchen ... Sagen wir mal so, ich weiß, wie sehr du auf mei-

ne Lieferungen angewiesen bist. Die anderen sind einfach zu teuer, habe ich recht? – Ja. Habe ich. Nun ja, aber ... Leider muss ich dir mitteilen: Der Preis ist soeben auch bei mir gestiegen.«

Innerlich ballte Vera die Fäuste. Am liebsten hätte sie Schnute herbeigerufen, der hätte mit Antons Eisenstange diesem Fettsack eine feine Kerbe fürs Toupet zimmern können.

Sie biss die Zähne zusammen und machte gute Miene zum bösen Spiel. Sanft legte sie Leuner einen Arm um die Schultern und schob den Dicken unauffällig Richtung Tür. »Lass uns das drinnen besprechen, Leuner. Ich hab was für dich, das wird dich umstimmen. Ganz sicher.«

Knurrend rutschte Leuner auf dem winzigen Stuhl in Veras Bürozimmer hin und her. »Willst du mir einen blasen, oder was wird das hier?« Ungeduldig klopfte er mit den fleischigen Fingern auf seine Oberschenkel. »Du hast was für mich, dann mal los. Und komm mir jetzt nicht mit deinen Ehe-Klunkern.«

»Ich war nie verheiratet.« Vera ging um ihren Schreibtisch herum.

»Hätte ich mir bei dir auch nicht wirklich gedacht. Wie läuft es denn mit dem Alten – diesem Vehring?« Missmutig sah sich Leuner in dem winzigen Büroraum um.

Statt einer Antwort öffnete sie die Schreibtischschublade und nahm ihre Pistole heraus.

»Hoppla!«, entfuhr es Leuner. »Schätzchen!«

Lächelnd legte sie die Waffe zurück und zog stattdessen eine zerknitterte Papiertüte hervor. Ohne eine Erklärung legte sie sie direkt vor Leuner hin.

»Willst du mich verarschen? Was soll das werden?«

»Mach sie auf.«

Skeptisch musterte Leuner die Tüte. »Ist das Blut?« Er nickte zu einigen dunklen Flecken.

»Was denkst du? Dass ich da eine abgehackte Hand drin habe?«

»Ich denke, Vera, du bist wie ein Geist. Im Ernst. Tauchst hier in Berlin auf, machst das *Midnight* auf, und niemand kennt dich. Keiner. Bei dir is' alles möglich.«

»Danke für das Kompliment.«

»War eigentlich keins.« Seufzend nickte er ein weiteres Mal zur Tüte. »Also? Was soll das da?«

»Mir hat ein Vögelchen etwas gezwitschert.« Da Leuner die Tüte noch immer nicht nehmen wollte, schob Vera sie ihm näher hin. »Nur zu, es beißt nicht.«

Er ließ die Hände, wo sie waren, und blieb skeptisch. Widerwillig musterte er die Aufschrift *Bäckerei Haake – Immer frisch*.

»Himmel, Leuner! Das ist kein Blut. Es ist Öl. Kommt aus einer Werkstatt.«

Brummelnd langte er zu. Gespielt lässig riss er die Tüte auf. Ein Stück Chrom fiel ihm entgegen und landete klirrend auf der Tischplatte. Es war das Emblem einer Automarke.

»Cadillac?«

»1949er. Sixty Special Fleetwood. Zweiteilige Windschutzscheibe.«

»Fins?«

»Heckflossen?« Vera nickte. »Wenn du willst, bekommst du ihn in dieser Farbe.« Mit einem Klack stellte sie einen ihrer Nagellacke auf den Tisch. Karmesinrot. »Für deine Frau. Für dein geliebtes Eheweib.« Der leichte Spott war kaum zu überhören.

Leuner brummte. Er hob noch einmal das Emblem hoch und drehte es abschätzend in der Hand. »Die Alte geht mir so

was von aufn Sack. Hat immer neue kostspielige Flausen im Kopp.«

»Tja, so sind wir Frauen. Wir sind dafür gemacht, euch auf den Sack zu gehen.«

Leuner lächelte amüsiert. »Wo steht der Wagen?«

»Das werde ich dir sicher in tausend Jahren nicht verraten ... Er kommt direkt aus den Südstaaten, kaum gefahren.«

»Meine Frau steht auf diesen ganzen amerikanischen Mist.«

»Ich weiß. Der Cadillac wird generalüberholt ... für einen Schlagerstar oder so. Ich könnte ihn für dich ... nun ja, umparken lassen.« Vera griff nach ihrem Zigarettenetui und nahm sich eine heraus.

Er gab ihr Feuer.

»Und selbstverständlich auch neu lackieren.«

Leuner seufzte.

Es entging Vera nicht, wie er mit sich rang. »Ist die Gelegenheit, *mein Täubchen*«, drehte sie den Spieß um. »Ich besorge dir die Limousine, und du belieferst mich mit Champagner. Zwölf Monate. Und Wein. Und meine Schulden sind Geschichte.«

»Ich weiß, wie viel der wert ist. Wenn's stimmt, was du sagst«, maulte er und forderte Vera stumm auf, ihm auch eine Zigarette zu geben.

Sie hielt ihm das Etui hin.

»Papirossy?«, fragte er erstaunt und zog sich eine heraus.

In den letzten Kriegstagen hatte sich Vera angewöhnt, die starken russischen Zigaretten zu rauchen.

»Was ist nun, Leuner?« Sie nahm ihm die Zigarette ab, knickte den Filter für ihn und gab ihm den Glimmstängel zurück.

Leuner lächelte schief und musterte Vera. Langsam ließ er den Blick über ihre Arme, ihr Dekolleté und ihre Brüste glei-

ten, bevor er ihn zu ihrem Gesicht wandern ließ. Er starrte sie mit seinen blauen Augen an und griff, ohne den Blick von ihr zu nehmen, nach dem Cadillac-Emblem. Genüsslich zog er an der Papirossa und steckte die Plakette schließlich in seine Jackentasche.

»Weil du es bist«, sagte er und besiegelte damit ihren Deal.

Eine Hand wäscht die andere, dachte Vera zufrieden. Bis der Dreck unter den Fingernägeln raus ist. So war es schon in der Nordzone in Frankreich gewesen.

Mitte Februar 1951

Charlotte stolperte mit weit aufgerissenen Augen, als hätte sie den Leibhaftigen gesehen, an den Ruinen der Friedrichstraße vorbei und über die von Panzerketten noch immer aufgewühlte Kreuzung Ecke Puttkammer. Eisern umklammerte sie ihre Blechschachtel und stürzte den Gehweg entlang, als gäbe es kein Morgen.

Jäh stieß sie mit einem Passanten zusammen, der prompt seinen Hut verlor. »Pass doch auf, du Göre!« Der Wind trieb den Hut über das Kopfsteinpflaster an eine Litfaßsäule.

Das Gegacker von zwei Dutzend Hühnern ließ Charlotte herumfahren. Drei feixende Rotzlöffel stachelten die Viecher in ihren am Straßenrand aufgereihten Käfigen auf. Schimpfend kam eine Dicke mit Beinen voller Wasser angeeilt, schrie und brüllte, bis die drei Jungen Fersengeld gaben. Lachend rannten sie beinahe Charlotte um, die weiter vorwärtstaumelte, schließlich selbst ins Laufen verfiel.

Sie wollte nicht weinen, konnte aber nicht anders. Die Tränen begannen in Strömen zu fließen, während sie an kahl gesägten Kastanien und an Pferdekarren voller Äste vorüberlief. Die Bäume sahen allesamt wie gerupfte Besen aus. Wohin wollte sie? Sie wusste es selbst nicht. Sie brauchte Luft zum Laufen, musste aber zu sehr schluchzen. Vor lauter Tränen konnte sie gar nichts mehr sehen. Sie blieb stehen, rang nach

Atem. Vor einem Gemüsestand scharte sich schwatzend und lachend eine Gruppe Hausfrauen.

Alles war hier so ... *normal*.

Sie begriff noch immer nicht, was vor einer halben Stunde in der Küche geschehen war.

Theos Hände auf ihren Brüsten, sein feistes Grinsen. Der Aschenbecher. Das Blut.

Sie war vom Markt gekommen und hatte etwas kochen wollen, da hatte sich Theo hinter sie gestellt. Was er gesagt hatte, wusste sie nicht mehr. Sie hatte sein Glied durch seine Hose an ihrem Schenkel gespürt, dann seine Hände. Diese Hände ... Der Ascher war das Erstbeste, was sie hatte greifen können.

Sie wischte die Tränen weg, drehte sich um, als könne sie zu ihrem Leben zurückblicken. Doch hinter ihr gafften bloß ein paar Angestellte ins Schaufenster des Geschäfts, in dem zwei brandneue Telefunken-Fernseher standen. Zwei grauhaarige Damen hatten ihr Gespräch mit einem Kohlehändler unterbrochen und blickten Charlotte abschätzend nach. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie noch immer die Küchenschürze trug. Sie war bekleckert vom Teig für die Eierkuchen. Und ein bisschen von Theos Blut. Er war auf dem Küchenboden zusammengesackt.

Zittrig wischte sie sich die Tränen weg, riss sich die Schürze ab und warf sie in den Rinnstein. Zielloos lief sie weiter.

Vor ihr reihten sich die mit Stacheldraht bewehrten Panzerkreuze der Absperrung des sowjetischen Sektors auf. Zwei russische Soldaten, stramm aussehende Burschen, versuchten, möglichst grimmig in den amerikanischen Sektor zu blicken. Ein Stück weiter, am improvisierten Grenzhäuschen, wickelte ein Offizier seine Schuhe. Aus seinen bleigrauen Socken ragten die Zehen. Er hatte seine Kalaschnikow an das Wachhäuschen gelehnt.

Charlotte eilte weiter, an der Panzersperre entlang, während ihr Magen zu knurren anfang. Wohin sollte sie nur gehen?

Sie umklammerte ihre Blechschachtel fester. Vor ihrem inneren Auge blitzte das Bild der ausgebombten Borsig-Werke auf. Die Fabrikruine im französischen Sektor kannte sie wie ihre Westentasche. Sie hatte dort über ein Jahr gelebt. Es war noch ein gutes Stück zu laufen, aber das war ihr gleich.

Seit sie das letzte Mal hier gewesen war, hatte sich nicht viel verändert. Die rußschwarze Ruine bröckelte gen Himmel, ein Labyrinth aus Gängen, Wänden, eingefallenen Geschossdecken. Nur das Gras hatte sich in den vergangenen Jahren ausgebreitet und in den Fugen waren die Birkeneschösslinge zu stattlichen Bäumchen herangewachsen. Eine Schar Tauben schreckte auf und flog davon, als Charlotte aus dem halb zerstörten Treppenhaus in die dritte Etage trat. Das primitive, dreckige Zelt, das sie mit Lutz und Hagen aus geklauten Planen hier oben errichtet hatte, war auch noch da, wenngleich reichlich zerfetzt.

Sie ging am Zelt vorbei zum Ende des Stockwerks. An dieser Stelle war die Wand nach außen gedrückt worden und in den Innenhof gefallen. Wind wehte ihr entgegen. Von hier aus hatte Charlotte einen ungefähren Blick auf die Stadt. Zwischen Brandschutzwänden hindurch konnte sie den eisernen Berliner Funkturm sehen, der sie immer an Bilder von Paris erinnerte. Vor zweieinhalb Jahren hatte er den Rosinenbombnern als Wegweiser nach Tempelhof gedient.

Allmählich kam Charlotte zur Ruhe. Sie atmete durch, füllte ihre Lunge mit der kühlen Winterluft. Ihre blauen Augen brannten, doch immerhin waren die Tränen mittlerweile getrocknet.

Alle hatten sie gewarnt – Hannelore, ihre verknöcherte

